

Einwanderungsland Israel

Am Ziel der Sehnsucht

DIE JUDEN AUS DEM NORDEN

Frühere Sowjetunion

DIE „JÜDISCHE NAKBA“

Flucht aus muslimischen Ländern



SONDERAUSGABE

Einwanderung



| 4 RÜCKKEHR INS GELOBTE LAND
„Alija“, der Aufstieg

| 7 BEOBACHTUNG
Einwanderungsland Israel

| 8 FRÜHERE SOWJETUNION
Die Juden aus dem Norden

| 10 FLUCHT AUS
MUSLIMISCHEN LÄNDERN
Die „jüdische Nakba“

| 12 EINWANDERUNG AUS DEM IRAK
Keine Juden, kein Segen

| 14 ISRAELIS IN BERLIN
„Hier lässt es sich einfach leben“

Heimkehr aus Äthiopien

Seit Jahren warten in Äthiopien etwa 9.000 Menschen, die sich als Juden verstehen, unter armseligen Wohnbedingungen und abhängig von humanitärer Hilfe auf ihre Einwanderung nach Israel. Im April hat die israelische Regierung beschlossen, diese sogenannten Falaschmura nach und nach ins Land zu holen. Die jüdische Identität dieser Menschen war und ist umstritten, da ihre jüdischen Vorfahren – angeblich unter wirtschaftlichem Druck – im 19. Jahrhundert von Missionaren „christianisiert“ wurden. Nach israelischem Gesetz sind sie damit zunächst nicht berechtigt einzuwandern. Die Frage, wie eine angemessene Lösung aussehen könnte, beschäftigt Israel seit Jahren.

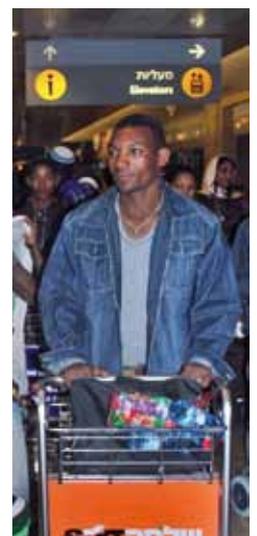
Im August 2013 hatte die damalige Regierung erklärt, die Einwanderung aus Äthiopien sei abgeschlossen, weil alle Falaschmura mit mütterlichen Verwandten in Israel seien. Allerdings warteten noch etwa 9.000 Falaschmura mit Verwandten auf der väterlichen Seite auf ihre Einreise. Viele Familien waren getrennt. In den folgenden Jahren kam es immer wieder zu Protesten von Angehörigen, die bereits nach Israel einwandern durften. Im November 2015 hat die Regierung der Einwanderung schließlich aus humanitären Gründen zugestimmt.

Im März dieses Jahres sah sich die Regierung jedoch gezwungen, die Entscheidung aus finanziellen Gründen teilweise zurückzunehmen. Die „Likud“-Abgeordneten Avraham Neguise und David Amsalem reagierten auf die Ankündigung mit einem Boykott aller Knesset-Abstimmungen. Da die Regierung zu jener Zeit nur eine Stimme Mehrheit hielt, drohte eine Koalitionskrise. Schließlich gab die Partei nach, und es wurde beschlossen, die Einwanderung wieder aufzunehmen.

Anfang Juli kam es in Gondar, in Nordäthiopien, wo die Mehrzahl der Falaschmura lebt, zu gewaltsamen Auseinandersetzungen unterschiedlicher äthiopischer Sprachgruppen; es gab zehn Tote. Zwar hatte das nichts mit Israel zu tun, trotzdem wurden alle Freiwilligen und Mitarbeiter der Einwanderungsorganisation „Jewish Agency“ evakuiert.

Hintergrund

Jahrhunderte lang lebten die äthiopischen Juden, die sich selbst „Beta Israel“ (Haus Israels) nennen, in den Bergen von Gondar und träumten von den Hügeln Jerusalems. Ihre Reise vom Exil nach Israel ist gezeichnet von Verfolgung und Gefahr, Leid und Freude. Sie zeugt zugleich auch vom beispiellosen jüdisch-zionistischen Einsatz. Die äthiopischen Juden, die von ihren Nachbarn „Falascha“ (Außenseiter) genannt wurden, haben ihren jüdischen Glauben und ihre jüdischen Bräuche seit mehr als 2.000 Jahren bewahrt. Sie wurden von Israel unter großen Anstrengungen ab 1982 nach Hause geholt. Heute leben schätzungsweise 120.000 äthiopischstämmige Juden im Land. |



**Ankunft in Tel Aviv:
Äthiopische Juden
am Ziel ihrer Träume**

Dana Nowak/Hinrich Kaasmann

Land und Leute

Liebe Leser!

Das Erste, was Gott dem Abraham – er hieß damals noch Abram – versprochen hat, war das „Land, das ich dir zeigen werde“ (1. Mose 12,1). Von Anfang an hatte Gott nicht nur einen Menschen im Blick, mit dem er eine Beziehung aufbauen wollte, sondern auch das Land, in dem der Mensch leben sollte. Wenn wir auf die Schöpfungsgeschichte zurückgehen, wo der hebräische „Ha’Aretz“, „das Land“, zum ersten Mal in der Bibel auftaucht (1. Mose 1,1), dann wird das Land sogar vor dem Menschen geschaffen. Es ist die Voraussetzung für die Existenz des Adam, des Menschen.

Die Dreiecksbeziehung Gott-Volk-Land durchzieht die gesamte Heilige Schrift. In den letzten Kapiteln der Bibel ist nicht etwa nur von einem Jenseits, Nirwana oder einer Geistwelt die Rede, sondern von einem neuen Himmel und einem neuen Land, dessen Mittelpunkt sogar die als solche erkennbare Stadt Jerusalem sein wird (Offenbarung 21,1f.). Das Volk Israel, das jüdische Volk, ist ohne das Land Israel nicht denkbar. Wo immer Juden das Land zwischen Mittelmeer und Jordan zu vergessen suchten oder tatsächlich vergessen haben, vergaßen sie spätestens in der nächsten oder übernächsten Generation, dass sie Juden waren. Wo Juden andererseits über Jahrtausende hinweg über die ganze Welt verstreut ihre Identität bewahrt haben, hat die Sehnsucht nach dem Land und das Gebet für die Rückkehr in das Land den Rhythmus ihres täglichen Lebens geprägt. Land und Volk Israel sind untrennbar miteinander verbunden.

Wiederholt musste das Volk Israel sein Land verlassen, weil es seinem Gott ungehorsam war. Das ist ein Aspekt der Verbindung zwischen Volk, Land und Gott, den die Bibel zeigt. Aber es gibt noch andere Gründe dafür, dass Volk und Land getrennt wurden.

In 1. Mose 15, Vers 8, fragt Abram seinen Gott: „Woran soll ich erkennen, dass ich das Land als Erbbesitz einnehmen werde?“ Die Antwort Gottes kommt verwirrend eigenartig in Vers 13: „Deine Nachkommen werden vierhundert Jahre lang in einem fremden Land versklavt und unterdrückt werden.“ Begründung: „Ich habe noch eine Rechnung mit den Ägyptern offen“ (Vers 14), und: „Das Maß der Amoriter ist noch nicht voll“ (Vers 16). Das erste Exil Israels in Ägypten wurde von Gott angekündigt, lange bevor die Israeliten schuldig werden konnten, mit der ausdrücklichen Begründung: Wegen der anderen, nichtjüdischen Völker, müssen die, denen das Land verheißen ist, dieses verlassen.

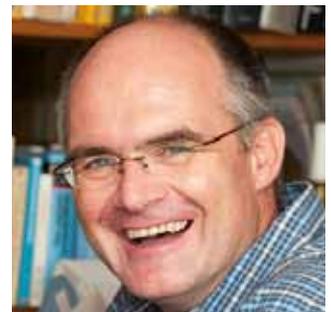
Gott hatte einen Plan mit den Heidenvölkern. Deshalb musste Israel in die Welt zerstreut werden. Das gilt auch für die babylonische Gefangenschaft, und erst recht für die vergangenen 2.000 Jahre. Die Diaspora Israels, wenn Volk und Land getrennt waren, war immer eine einzigartige Chance für andere Völker, den einen, wahren, lebendigen Gott kennenzulernen. Die Verbindung zwischen Volk und Land Israel hat also für uns Nichtjuden eine große Bedeutung.

Deshalb beobachten wir aufmerksam, wie das Volk Israel in sein Land zurückkehrt und befassen uns in dieser Sonderausgabe des Israelnetz Magazins ausführlich mit diesem Thema. Erstmals seit 2.500 Jahren lebt heute die größte jüdische Gemeinschaft weltweit im Land Israel. Dass sich Israel über diese lange Zeit hinweg nicht assimiliert hat, dass Juden überall auf der Welt ihre Identität bewahrt haben, ist ein atemberaubendes Phänomen.

Mit einem herzlichem Schalom grüßt Sie

Johannes Gerloff

Ihr Johannes Gerloff



IMPRESSUM

Herausgeber

Christlicher Medienverbund KEP e.V.
Postfach 1869
D-35528 Wetzlar
Telefon +49 (64 41) 91 51 51
Telefax +49 (64 41) 91 51 57
israelnetz.com
info@israelnetz.com

Vorsitzende Margarete Hühnerbein

Geschäftsführer Christoph Irion

Büro Jerusalem

Johannes Gerloff

Büro Wetzlar

Dana Nowak (Redaktionsleitung)
Martina Blatt, Moritz Breckner,
Daniel Frick, Elisabeth Hausen,
Michael Müller, Egmond Prill

Titelfoto

flash90

Spenden

Israelnetz Magazin lebt von Ihrer Spende.
Volksbank Mittelhessen eG
IBAN DE73 5139 0000 0040 9832 01
BIC VBMHDE5F
Verwendungszweck: Israelnetz
www.israelnetz.com/spenden

Seit der Zerstörung des salomonischen Tempels im 6. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung lebt die Mehrheit des jüdischen Volkes außerhalb des Landes Israel. Seither ist „Alija“, die Rückkehr in das Land Israel, das Sehnen, das Juden weltweit verbindet.

Johannes Gerloff



Juden aus Kanada und den USA kehren zurück in das Land ihrer Vorfahren

RÜCKKEHR INS GELOBTE LAND

„Alija“, der Aufstieg

Das hebräische Wort „Alija“ bedeutet wörtlich übersetzt „Hinaufsteigen“. Ins Land Israel und sein Zentrum, Jerusalem, geht man immer hinauf. Das gilt auch für Menschen, die aus höher gelegenen Gegenden, etwa den Alpen oder dem Himalaya, nach Israel kommen. Im Gegenzug ist das Verlassen des Heiligen Landes immer ein Abstieg. So heißt es schon von Abram in 1. Mose 12, Vers 10: „Abram ging hinab nach Ägypten ...“ Seine Rückkehr in das verheißene Land wird zu Beginn des folgenden Kapitels beschrieben: „Und Abram zog herauf aus Ägypten“ (1. Mose 13,1). Die hebräische Bibel ist, genau wie das moderne Hebräisch, konsequent in diesem Sprachgebrauch.

„An den Wasserströmen Babylons saßen wir und weinten, wenn wir an Zion dachten“, klagte der Psalmist (Psalm 137,1). „Wenn ich dich, Jerusalem, vergesse, wird meine rechte Hand absterben. Meine Zunge soll an meinem Gaumen kleben, wenn ich nicht gedenke, wenn ich Jerusalem nicht erhebe über den Gipfel meiner Freuden“, sagt jeder Bräutigam nach dem Treueversprechen an seine Braut und zertritt im Gedenken an das zerstörte Jerusalem ein Glas.

Im Jahr 70 nach Christus wurde der Tempel, der von einigen Rückkehrern aus Babylon gebaut und von Herodes dem Großen prachtvoll renoviert worden war, dem Erdboden gleichgemacht. Nach dem zweiten jüdischen Krieg im Jahr 135 verbot der römische Kaiser Hadrian Juden den Zugang zu Jerusalem unter Androhung der Todesstrafe. Judäa wurde in Palästina, Sichem in Neapolis (heute „Nablus“) und Jerusalem in Aelia Capitolina umbenannt. Jede jüdische Verbindung zum verheißenen Land und seinen heiligen Städten sollte unkenntlich gemacht werden.

Doch die Sehnsucht blieb. Nach jedem Essen haben Juden durch die Jahrtausende hindurch gebetet: „Erbarme dich doch Herr, unser Gott, über dein Volk Israel, über Jerusalem, deine Stadt, über Zion, den Wohnort deiner Herrlichkeit.“ Das Passahfest beginnt mit dem Sederabend, bei dem sich das jüdische Volk jedes Jahr die Erlösung aus Ägypten vor Augen führt. Zum Abschluss eines jeden Sederabends verspricht man einander: „Nächstes Jahr in Jerusalem!“

An die Hoffnung auf „Alija“ klammerten sich Juden, als Rabbi Mosche Ben Nachman, kurz „Ramban“ oder „Nachmanides“ genannt, Mitte des 13. Jahrhunderts in Jerusalem nur noch zwei

Foto: Nefesh B'Nefesh/Pressefoto

Grafik: Israelnetz

Einwanderungswellen vor der Staatsgründung

	Zweite Alija: 35.000 bis 40.000 Juden kommen aus Russland und Polen		Vierte Alija: 80.000 Juden vor allem aus dem Mittelstand wandern aus Polen und der Sowjetunion ins britische Mandatsgebiet Palästina ein	
Osmanisches Reich	1882–1903	1904–1914	1919–1923	1924–1931
	Erste Alija: 20.000 bis 30.000 Juden wandern aus Osteuropa, Russland, Rumänien und dem Jemen nach Palästina ein		Dritte Alija: 35.000 Einwanderer kommen aus Russland und Rumänien	
				1932–1938
				Fünfte Alija: nach Hitlers Machtübernahme kommen etwa eine Viertelmillion deutsche Juden

Britisches Mandat

Juden, aber keine Synagoge und keine Torahrolle vorfand. In der Stadt, aus der eigentlich die Torah hervorgehen sollte (Jesaja 2,4; Micha 4,2), war keine einzige Torahrolle. Es gab keine Hoffnung mehr, die man als Jude noch hätte verlieren können, stellt Nachmanides in der Zeit zwischen dem Sechsten und Siebten Kreuzzug fest.

Am Ziel der Heimkehr hielt das Volk Israel fest, auch als Martin Luther im 16. Jahrhundert darüber spottete: „So lasst sie noch hinfaren jns land und gen Jerusalem, Tempel bawen, Priesterthum, Fuerstenthum und Mosen mit seinem gesetze auffrichten und also sie selbs widerum Jueden werden und das Land besitzen.“ Sarkastisch fügte der deutsche Reformator noch hinzu: „Wenn das geschehen ist, so sollen sie uns bald auff den ferssen nach sehen daher komen und auch Jueden werden“ (WA 50.323,36-324,8). Würden Lutheraner die Worte des wortgewaltigen Reformators ernst nehmen, müssten sie sich heute, 500 Jahre nach Anschlag der 95 Thesen an der Schlosskirche zu Wittenberg, beim nächsten Rabbiner zur Beschneidung melden. Denn „die jueden faren jns land und gen Jerusalem“. Im Jahr 2016 lebt die größte jüdische Gemeinde weltweit wieder im Land Israel. Seit zweieinhalb Jahrtausenden haben nicht so viele Juden im Land Israel gewohnt.

Ein Schrei nach Erlösung

„Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir“ (Psalm 130,1) – das ist die richtige Gebetshaltung, erklärt ein orthodoxer Jude und verweist darauf, dass viele Synagogen deshalb so gebaut sind, dass man einige Stufen hinabsteigen muss, um dann tatsächlich „aus der Tiefe“ rufen zu können. Vor allem aber ist dieses „Lied des Hinaufgehens“, so die Überschrift von Psalm 130, ein Schrei nach Erlösung aus der Zerstreung. Wenn der Apostel Paulus in Aussicht stellte, dass einmal „ganz Israel gerettet“ wird (Römer 11,26), dann schließt das in jüdischem Denken automatisch mit ein, dass Gott durch den Propheten Hesekiel (39,28) nicht nur die Rückkehr des Volkes in das Land vorhersagt, sondern auch verspricht: „Ich will nicht einen von ihnen dort zurücklassen“.

Der Gott Israels hat den Schrei seines Volkes gehört. Seit dem absoluten Tiefpunkt Jerusalems zur Zeit von Rabbi Mose Nachmanides und dem Bau der nach ihm benannten „Ramban-Synagoge“ begann ein ständiger Strom von Juden in das Land Israel hinaufzuziehen. 1483 trifft Rabbi Elia aus Ferrara in Jerusalem ein, 1579

120 Neueinwanderer aus Damaskus, 1700 Juda der Fromme mit 1.000 seiner Anhänger. Die so genannte Hurva-Synagoge erinnert noch heute an ihn. 1721 kommt Rabbi Jesaja Horowitz. Im 18. Jahrhundert werden in Jerusalem 19 Talmudschulen von Juden aus Italien, Konstantinopel, Amsterdam und Aleppo gegründet. 1760 trifft Rabbi Schalom Scharabi aus dem Jemen in Jerusalem ein und 1771 gründet Rabbi Menachem Mendel aus Witebsk mit 300 Anhängern eine chassidische Siedlung.

1799 rückt das Heilige Land mit dem Orientfeldzug Napoleons in den Brennpunkt des internationalen Interesses. Bevor der französische Kaiser vor den Toren von Akko scheitert, verkündet er noch, Palästina und Jerusalem sollten seinen rechtmäßigen Erben, dem jüdischen Volk, zurückgegeben werden.

Im 19. Jahrhundert setzt sich dieser Trend fort. Antisemitische Ausbrüche verstärken ihn. Als beispielsweise 1840 die Juden von Damaskus beschuldigt werden, den Priester Toma und seinen moslemischen Diener ermordet zu haben, um ihr Blut für die Mazzot (ungesäuerten Brote) am Passahfest zu verwenden, drängt der in Sarajevo geborene Rabbi Juda Alkalai sein Volk zur Alija. 1881 lösen Pogrome in Russland und Rumänien die so genannte „Erste Alija“ aus. 40.000 Juden machen sich auf den Weg nach Palästina.

Während um Jerusalem herum erste jüdische Siedlungen entstehen – Mischkenot Schaananim (1860), Mea Schearim (1873), Machane Jehuda (1887) –, setzen sich jüdische Bittsteller vor dem Berliner Kongress (1878) für die Errichtung eines jüdischen Staates in Palästina ein. Fürst Otto von Bismarck erklärt sie für wahn-sinnig. Trotzdem formiert sich der Zionismus als säkulare politische Bewegung in Europa. Anfang September 1897 schreibt der österreichische Journalist Theodor Herzl unmittelbar nach dem ersten Zionistenkongress in sein Tagebuch: „Fasse ich den Baseler Kongress in ein Wort zusammen — das ich mich hüten werde, öffentlich auszusprechen — so ist es dieses: in Basel habe ich den Judenstaat gegründet. Wenn ich das heute laut sagte, würde mir ein universelles Gelächter antworten. Vielleicht in fünf Jahren, jedenfalls in fünfzig wird es jeder einsehen.“

Gegen immense Widerstände setzt sich die Bewegung fort. Unermüdlich bearbeitet Herzl die Mächtigen seiner Zeit, bittet den deutschen Kaiser um ein Protektorat über den jüdischen Staat und muss sich von Papst Pius X. im Januar 1904 in Rom sagen lassen: „Die Juden haben unseren Herrn nicht anerkannt, also können wir das jüdische Volk nicht anerkennen.“

Insgesamt kommen zwischen 1948 und 1951 ungefähr 690.000 Einwanderer aus Ägypten, dem Irak, Jemen, Polen und Rumänien

Einwanderungswellen in den Staat Israel

Die „Alija Beit“: Illegale Einwanderung von etwa 90.000 Juden , die vom Naziregime verfolgt wurden	Mit dem Ende der französischen Kolonialherrschaft kommen etwa 100.000 Juden aus Marokko, Algerien, Tunesien und Libyen nach Israel	100.000 Einwanderer kommen aus der Sowjetunion
1934–1948	1949/1950 1950 Operation Fliegender Teppich – 49.000 Juden aus dem Jemen	1955–1957 1969–1975 Operation Esra und Nehemia – 110.000 Juden aus dem Irak

Staatsgründung 1948

1899 vertreibt der Pascha von Damaskus die Juden aus einer Siedlung auf den Golanhöhen. Im April 1909 wird die erste jüdische Stadt im Land Israel gegründet: Tel Aviv. Im Dezember desselben Jahres entsteht der erste Kibbutz: Degania am Süden des Sees Genezareth. Im März 1917 vertreiben die Türken alle Juden aus Haifa und Tel Aviv.

Im November 1917 erklärt die britische Regierung in der so genannten „Balfour Declaration“ ihre Unterstützung für eine jüdische Heimstätte in Palästina. Am 24. Juli 1922 beauftragt der Völkerbund in San Remo die britische Regierung im Palästina-Mandat ausdrücklich damit, die Alija und die Besiedlung des Landes durch das jüdische Volk zu fördern. Zwischen 1919 und 1924 kommen 35.000 idealistische Pioniere mit „Zertifikaten“ der britischen Regierung ins Mandatsgebiet Palästina. 1924-1931 treiben polnische Wirtschaftssanktionen viele jüdische Angehörige aus kleinbürgerlichen Schichten „hinauf nach Zion“. Zwischen 1929 und 1939 fliehen eine Viertel Million Juden vor den Nazis aus Deutschland nach Palästina. Diese großen jüdischen Einwanderungswellen nach Palästina erregen den Widerstand von Teilen der arabischen Bevölkerung. Extremistische Führer wie der Großmufti und Hitler-Freund Hadsch Amin el-Husseini gewinnen die Oberhand und hetzen ihre Anhänger immer wieder zu blutigen Aufständen an, etwa 1929 und 1936. Die britische Regierung reagiert auf die arabische Gewalt mit einer Einschränkung und teilweise massiven Behinderung der jüdischen Einwanderung nach Palästina, ein klarer Verstoß gegen das Völkerbundsmandat. David Ben-Gurion, der wenige Jahre später zum ersten Premierminister des Staates Israel werden sollte, stellt in dieser schweren Zeit die Richtlinie auf: „Wir werden gemeinsam mit England gegen Hitler kämpfen, als gäbe es kein Weißbuch, und wir werden das Weißbuch bekämpfen, als gäbe es keinen Krieg.“

Bevölkerung verdoppelt sich

Die Raison d'Être des 1948 gegründeten jüdischen Staates Israel ist, bedrängten Juden aus aller Welt Zuflucht zu bieten. Der junge Staat wurde von einer Welle der Immigration überschwemmt, so dass sich allein in den Jahren von 1948 bis 1951 die jüdische Bevölkerung in Israel verdoppelte. Die ersten Einwanderer kamen nicht nur als Holocaustüberlebende aus Europa. Ungefähr eine Million Juden mussten in diesem Zeitraum ihre Heimat in arabi-

schen Ländern verlassen, weil ihnen das Leben dort unmöglich gemacht wurde. Die meisten flohen nach Israel.

In den fast sieben Jahrzehnten seines Bestehens bewältigte der Staat Israel mehrere große Einwanderungswellen, so dass heute mehr als sechs Millionen Juden im „Land ihrer Väter“ leben.

Eljakim HaEztni wohnt seit 44 Jahren in Kirijat Arba bei Hebron. Unermüdlich verteidigt der fast 90-jährige Jurist und ehemalige Knessetabgeordnete das Recht seines Volkes auf ein Leben im Land Israel. Er erinnert sich, wie seine Familie 1938 aus dem norddeutschen Kiel vertrieben wurde mit den Worten: „Juden nach Palästina!“ „Jetzt sind wir hier, und es ist euch wieder nicht recht!“, hält er seinen deutschen Zuhörern entgegen. Die Jahre des Kampfes haben ihn zu der Überzeugung gebracht, dass nur „Tatsachen auf dem Boden“ die Verwurzelung des jüdischen Volkes im Land Israel dauerhaft garantieren. Auf das Wohlwollen der Völkerwelt, internationales Recht oder internationale Garantien gibt der alt gewordene Siedlerführer nicht mehr viel.

HaEztni gibt sich als nicht-orthodoxer, säkularer Jude. Trotzdem weiß er: „Wir sind hier kraft der Bibel.“ Er glaubt nicht an einen Gott, der sich um das Schicksal einzelner Menschen kümmert. Aber er ist fasziniert von der Tatsache, dass die Bibel schon vor 2.500 Jahren vorausgesagt hat, dass das Volk Israel den Geboten seines Gottes ungehorsam sein wird; dass es deshalb sein Land verlassen und in alle Welt zerstreut werden wird; dass es sich dort aber nicht assimilieren können, sondern nach Jahrtausenden der Diaspora wieder in sein Land zurückkehren wird. „Das ist rational nicht erklärbar!“, weiß der alte Herr. |

Am 30. März 1992 stellt das „Time Magazine“ fest: Wenn Israel in den nächsten fünf Jahren eine Million Juden aus der ehemaligen Sowjetunion integrieren möchte, entspräche das in etwa der Aufgabe, wenn die USA ganz Frankreich absorbieren wolle.



Operation Moses rettet **8.000 Juden** aus dem äthiopischen Bürgerkrieg

Operation Salomon rettet in 33 Stunden mehr als **14.000 äthiopische Juden** vor dem Bürgerkrieg

1984/1985

1990

1991

2011-2013

Juden aus dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion kommen per Schiff im Hafen von Haifa an

Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs beginnt der Exodus der sowjetischen Juden. Von 1989 bis 1995 kommen **600.000 Einwanderer** aus der GUS

Operation Taubenflügel bringt fast **8.000 Juden** aus Äthiopien

BEOBACHTUNG

Einwanderungsland Israel

Es waren damals vor allem junge Leute aus Russland, die vor der zaristischen Geheimpolizei und langem Militärdienst Richtung Jerusalem aufbrachen und eine neue Heimat suchten. Weitere „Wellen“ folgten aus Polen, Deutschland und arabischen Ländern. Schlagzeilenträchtig waren der große Zuzug aus der ehemaligen Sowjetunion in den 90er Jahren und die Einwanderung äthiopischer Juden. Das übrigens ist die verbindende Basis: alle diese Menschen waren und sind Juden. Sicher in unterschiedlicher Tradition und Glaubensüberzeugung, aber doch Juden. Wer eine jüdische Mutter hat, gilt der Herkunft nach als Jude und erhält in der Regel problemlos die israelische Staatsbürgerschaft.

Erfolgsrezept: Ulpan

Nicht nur Herkunft und Religion verbinden, sondern vor allem die Sprache. Das moderne Hebräisch (Ivrit) ist nicht einfach nur der Kitt, sondern der Zement, der das alte Volk und den jungen Staat verbindet. Fünf Monate lang erhält jeder Einwanderer kostenlos diesen Sprachunterricht. Oft sind die Gruppen der Herkunft nach gemischt. Teilnehmende erzählten, wie beglückend es war, bereits nach wenigen Tagen erste Annäherungen an die bis dato Fremden zu erleben. Sprache verbindet. Sprache ist die Voraussetzung für das gemeinsame Leben, für das, was allerorten „Integration“ genannt wird. Für ältere Menschen, für Fachleute wie Mediziner oder bereits tätige Arbeiter und Angestellte, gibt es gesonderte Angebote. Das Ulpan-System ist weltweit einmalig, eigentlich ein Wunder, da es so erfolgreich ist und sich zur Nachahmung empfiehlt. Ob im Supermarkt, in der Freizeit oder im Beruf – die gemeinsame Sprache stiftet auch gemeinsame Kultur. Viele in Israel beherrschen zudem Englisch, was für die Kontakte außerhalb des Landes nahezu überlebenswichtig ist, weil in der Welt sonst kaum jemand Ivrit versteht. Zu Israel als Einwanderungsland gehört auch, dass gerade an Universitäten viel für die neueingewanderten Studenten getan wird. Die „Mechina“ ist das fast schon legendäre Vorbereitungsprogramm für Neueinwanderer an den Hochschulen.

Geheimnis: Einwurzelung

Im Vergleich zu anderen Staaten ist Israel wirklich ein Zuwanderungsprojekt. 1948 wurden rund 650.000 Juden im Lande gezählt. Rasch wurde eine hohe Zahl von Immigranten aufgenommen. Inzwischen sind weit über drei Millionen aus etwa einhundert Staaten der Erde in Israel angekommen und eingebürgert. Um ein ähnliches Verhältnis zu erreichen, müsste Deutschland in den nächsten sechs Jahrzehnten etwa 400 Millionen Migranten aufnehmen. Zugegeben: ein schräger Vergleich.

Denn ganz Fremde können selten israelische Staatsbürger werden. Eine Schranke, die verhindern soll, dass der Staat Israel seine jüdische Prägung verliert. Dahinter steht nicht zuletzt der Gedanke: Nur ein jüdischer Staat kann den Juden der Welt ein Zufluchtsort sein. Es geht nicht darum, die Welt zu retten, sondern Juden. Das ist sozusagen das Trauma der Scho'ah. Dessen ungeachtet hat Israel fast zwei Millionen Nicht-Juden als Staatsbürger: Araber, Drusen, Tscherkessen. Als Demokratie westlicher Prägung gibt es grundgesetzliche Regelungen, die alle Staatsbürger gleich behandeln. Für die Einbürgerung jedoch gelten enge Bestimmungen.

Ein biblisches Beispiel, wie die Einwurzelung nach Israel gelingen kann, ist die Moabiterin Ruth. Freilich, Ruth ist sehr bewusst mit ihrer Schwiegermutter nach Israel gezogen, die das verhindern wollte: „Geh zurück in dein Land!“ Doch Ruth blieb: „Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott.“ So wurde die Moabiterin zur Stammutter Davids und gehört zum Stammbaum von Jesus. |



Rund 29.700 Einwanderer sind im Jahr 2015 nach Israel gekommen. Der jüdische Staat ist seit seiner Gründung 1948 ein Einwanderungsland ohne gleichen. Die ersten Ströme kamen ab 1880 in den Landstrich zwischen Mittelmeer und Jordan – zu dieser Zeit gehörte er noch zum Osmanischen Reich.

Egmond Prill

Die Juden aus dem Norden

Einwanderer aus der früheren Sowjetunion prägen die israelische Gesellschaft. Der Zuzug aus diesem Gebiet begann im 19. Jahrhundert. Heute helfen jüdische Organisationen bei der Einwanderung, aber auch Christen, die diese in besonderer Weise in der Bibel vorausgesagt sehen.

Hinrich Kaasmann



Russische Einwanderer werden nach ihrer Ankunft mit dem Schiff in Haifa empfangen

Wer heute in Israel unterwegs ist, stellt schnell fest, dass „Russen“ einen erheblichen Teil der israelischen Gesellschaft ausmachen. In jedem Supermarkt, in fast jeder Autowerkstatt ist Russisch nach Ivrit die wichtigste Umgangssprache, und nicht immer kommt der Tourist mit Englisch weiter.

Das war in den ersten 40 Jahren des Staates Israel völlig anders. Die damaligen Einwanderer aus der Sowjetunion identifizierten sich trotz aller Schwierigkeiten mit der neuen Sprache und lernten wie selbstverständlich Neuhebräisch. Andere Sprachen waren in Kibbutzim und in der Armee tabu.

Heute haben 20 Prozent aller Israelis russischen oder ukrainischen Migrationshintergrund, viele halten Kontakt zu Verwandten und Freunden, die noch in der Ukraine oder in Russland leben. Es gibt einen regen und problemlosen touristischen Austausch in beide Richtungen, da die Einreise bis zu 90 Tagen visafrei möglich ist. So kommen etwa 550.000 Touristen jährlich aus Russland, circa 200.000 aus der Ukraine. Zum Vergleich: aus Deutschland kamen 2015 rund 230.000 Touristen nach Israel.

Die Einwanderung, in Israel Alija genannt, belief sich 2015 aus Russland auf 7.184 Olim (Neueinwanderer) und aus der Ukraine auf 7.586 Olim. Aus Deutschland machten im vergangenen Jahr 147 Juden Alija, aus Frankreich 7.835. Somit wandern jährlich zwei Prozent der heutigen jüdischen Bevölkerung in Russland nach Israel aus, das ist der höchste Prozentsatz weltweit.

Seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion 1990 sind zwei Drittel der damals dort lebenden Juden, etwa 2,3 Millionen, ausgereist; davon 1,2 Millionen nach Israel, 250.000 nach Deutschland, 750.000 in die USA und in andere Länder (Kanada, Südafrika, Australien). Zurück blieben in der GUS diejenigen, die im Berufsleben stehen und ihre Lage dort aktiv gestalten möchten, sowie die Alten und die Optimisten: „Es wird auch wieder besser!“ Das erinnert fatal an die Stimmung der deutschen Juden 1933 bis 1938. Doch eine große Zahl, gerade der Älteren, würde auch gern nach Deutschland kommen. Da sei das Wetter besser, nicht so heiß wie in Israel, heißt es oft als Begründung.

Wer darf nach Israel einwandern?

Bei alle dem stellt sich die Frage, wer überhaupt zur Einwanderung berechtigt ist. In der israelischen Unabhängigkeitserklärung heißt es: „Der Staat Israel steht der jüdischen Einwanderung und der Sammlung der im Exil Lebenden offen; er fördert die Entwicklung des Landes für alle seine Bewohner; er gründet sich auf Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden, wie es die Propheten Israels vorhergesehen haben ...“

Aber wer ist eigentlich ein Jude, und wie viele gibt es? Studien zu dem Thema zeigen sehr unterschiedliche Zahlen. Sind nur halachische Juden (Mutter ist Jüdin) gemeint oder wird von der

einstigen sowjetischen Zählung ausgegangen? In Russland stand in Zeile 5 des Passes bis 1997 die ethnische Zugehörigkeit, die sich nach dem Vater oder der Mutter richtete und häufig von Beamten nach Gutdünken festgelegt wurde. In Deutschland gibt es diese Unterschiede auch: Der Zentralrat der Juden spricht von 120.000 Juden, deren Mutter Jüdin ist. Die Einwanderer-Organisation „Jewish Agency“ geht von 250.000 Juden aus, die berechtigt sind, nach Israel einzuwandern.

Viele an der Alija Interessierte haben jüdische Namen, fühlen sich jüdisch und kennen aus der Familie mündlich überlieferte Geschichten, die die jüdischen Wurzeln belegen. Aber leider fehlt jedes Dokument, denn Eltern oder Großeltern haben wegen der stalinistischen Verfolgung nach dem Zweiten Weltkrieg alle Papiere vernichtet. Schätzungen gehen heute von rund einer Million Juden in Russland und 300.000 bis 500.000 in der Ukraine aus, die zur Alija berechtigt sind.

Alija ist nur durch Kooperation mit israelischen staatlichen und halbstaatlichen Organisationen möglich. Zentrale Bedeutung haben dabei die „Jewish Agency for Israel“ (JAFI), die Konsulin der israelischen Botschaften, die die Visa erteilen, sowie die sogenannten Konsulin einer speziellen Organisation „Nativ“, die anhand von Dokumenten prüft, wer überhaupt Jude ist oder wer wenigstens einen Großelternanteil jüdischer Herkunft hat.

Diesen Nachweis zu erbringen ist nicht nur in der Ukraine oft schwierig, weil Dokumente in Archiven im unerreichbaren Separatistengebiet oder auf der Krim liegen, sondern auch in diktatorischen, muslimisch geprägten Nachfolgestaaten der UdSSR, wie zum Beispiel Tadschikistan. Jüdische und christliche Organisationen helfen, unauffällig und verschwiegen, auf vielfältige Weise.

Einwandern darf grundsätzlich nur derjenige, der nachweislich „Vierteljude“ ist, also der nachweisen kann, dass ein Großelternanteil jüdische Herkunft hat. Diese Regelung des israelischen Einwanderungsgesetzes von 1953 orientiert sich an den Nürnberger Rassegesetzen der Nazis von 1935; damals kamen sogenannte Vierteljuden in Konzentrationslager. Alle Überlebenden sollten nach Israel einwandern dürfen.

Die Aufgaben der Christen bei der Alija

Nicht nur viele Juden, sondern auch viele Christen sehen die Einwanderung als ein zentrales Anliegen. Sie berufen sich dabei auf biblische Verse wie Jesaja 49,22: „So spricht der Herr: Siehe, ICH will meine Hand zu den Heiden hin erheben und für die Völker mein Banner aufrichten. Dann werden sie deine Söhne in den Armen herbringen und deine Töchter auf der Schulter hertragen.“

Unter Israelis wird auf Englisch von „Evangelicals“ oder etwas inkorrekt von „Christian Zionists“ gesprochen. „Evangelikale“ Christen, die bei der Alija helfen, sind heute als bewährte Freunde Israels quer durch das israelische politische Spektrum anerkannt.

Auch für die Einwanderung aus Russland finden Christen Belege in der Bibel. Wenn Propheten vom „Land des Nordens“ sprechen, dann „übersetzen“ Christen das heute mit den Gebieten der Ex-UdSSR, denn Kiew und Moskau liegen nördlich von Jerusalem. In Jeremia 16,14–15 heißt es: „Darum siehe, es kommt die Zeit, spricht der HERR, dass man nicht mehr sagen wird: ‚So wahr der HERR lebt, der die Israeliten aus Ägyptenland geführt hat‘, sondern: ‚So wahr der HERR lebt, der die Israeliten geführt hat

Hinrich Kaasmann

1. Vorsitzender des Ebenezer Hilfsfonds Deutschland e.V. Der Verein setzt sich für die Rückkehr von Juden nach Israel ein



aus dem Lande des Nordens und aus allen Ländern, wohin ER sie verstoßen hatte‘. Denn ICH will sie zurückbringen in das Land, das ICH ihren Vätern gegeben habe.“

Das neuzeitliche geistliche Verständnis für die Rückkehr der Juden ins Verheißene Land begann im 19. Jahrhundert. Als Napoleon 1799 in Akko war, lud er Juden bereits zur Rückkehr nach Israel ein. Ausschlaggebend waren dann aber die Erweckungsbewegungen in England, damals in Verbindung mit Christen in Preußen. 1841 war der erste anglikanische Bischof an der „Christ Church“ in Jerusalem, Michael Salomon Alexander, ein Jude aus Preußen.

Einwanderung braucht Infrastruktur

Die Einwanderung aus Russland begann jedoch erst ab 1880 in großem Stil. Ermöglicht wurde dies mit dem Ausbau des Eisenbahnnetzes bis ins Zarenreich und neuen Möglichkeiten des Seetransportes. Progrome verstärkten die ersten beiden modernen Alija-Wellen ab 1881 und ab 1904.

Im Jahr 1984, als die Sowjetunion für Ausreisewillige, ob Juden oder Russlanddeutsche, noch größtenteils geschlossen war, veröffentlichte Steve Lightle, Amerikaner und damals Missionar in Braunschweig, das prophetische Buch „Exodus II“. Darin vertrat er die These, die UdSSR würde Juden in großer Zahl ausreisen lassen; Christen sollten ihnen helfen, nach Israel zu kommen. Zusammen mit den Bibellehrern Derek Prince, Johannes Facius und anderen setzten dann tatkräftige Männer diese Visionen ab 1991 mit Unterstützern, Fürbittern und Freiwilligenteams praktisch um: Phil Hunter (mit den „Exodus-Transfers“ zu Flughäfen) und Gustav Scheller („Operation Exodus“ mit dem von Ebenezer gecharterten Schiff von Odessa nach Haifa).

Historisch sind die Beziehungen zwischen Deutschen, Juden, Ukrainern und Russen belastet. Aber: Die russischen und ukrainischen Menschen unterscheiden zwischen „den Nazis“ und „den Deutschen“. Bei uns in Deutschland wird weniger differenziert, wenn wir über „die Russen“ in der DDR oder in Ostpreußen 1945 sprechen.

Generell bewundern Russen die deutsche Kultur und bringen deutschen Besuchern sehr viel Wärme und Gastfreundschaft entgegen, gerade auch, wenn Deutsche die Vergangenheit ansprechen. Ein Schlüssel ist dabei der Prophet Jesaja, der in Kapitel 60,14 über die Söhne der Unterdrücker redet: Diese sollen kommen, hingehen und sich vor den Juden verbeugen – dazu braucht man nicht einmal einen Übersetzer!

Heute sind wir Zeugen der Erfüllung von Gottes Verheißung und seiner Treue zu seinem Volk und Land, etwa in 5. Mose 30,3: „Dann wird der HERR, dein Gott, dein Geschick wenden und sich über dich erbarmen. Und ER wird dich wieder sammeln aus allen Völkern, wohin der HERR, dein Gott, dich zerstreut hat.“ |



Schmuel betont die syrischen Wurzeln seiner Familie. Doch mit seiner alten Heimat verbindet er auch viele schlimme Erinnerungen.

FLUCHT AUS MUSLIMISCHEN LÄNDERN

Die „jüdische Nakba“

Eine der größten humanitären Krisen des 20. Jahrhunderts wurde lange nicht als solche angesehen. Sie ist deshalb weltweit in Vergessenheit geraten. Auch in Israel bekommt sie nicht die Aufmerksamkeit, die ihr zusteht: die Flucht Hunderttausender Juden aus arabischen und islamischen Staaten.

mh

In Nachlaot, dem urigen Viertel gegenüber dem jüdischen Markt in Jerusalem, geht Schmuel täglich seiner Arbeit nach. Alte Lederlappen, viele Paar Schuhe, Hämmer, Schraubendreher – all das braucht er, um seinen kleinen Schusterladen am Laufen zu halten. Die Wände sind beklebt mit vergilbten Bildern, eine große „Singer“-Nähmaschine steht an der Seite. „Früher war alles, was aus Deutschland kam, sehr gut. Diese Maschine hat Jahrzehnte gehalten und läuft auch heute noch rund. Heute steht ‚Deutschland‘ nur noch drauf, aber tatsächlich ist China drin.“ Der alte Mann schmunzelt vergnügt: „Heute ist alles anders.“

Schmuel freut sich, wenn er Arabisch reden kann. Fröhlich erzählt er in seinem nordsyrischen Akzent: „Geboren bin ich in Syrien, in Kamischli, an der Grenze zur Türkei. Meine Frau ist türkische Jüdin. 1960, als ich 14 Jahre alt war, bin ich mit dem Flugzeug aus Syrien nach Israel gekommen.“ Der kleine Mann wird nachdenklich: „Später kamen meine Geschwister nach. Meine Eltern sind in Kamischli gestorben und begraben.“ Stolz zeigt er auf die alten Fotos, die hinter seinem Arbeitsplatz hängen: „Vom

Rabbiner bekamen wir eine Urkunde, dass wir zur jüdischen Gemeinde dort gehörten.“

Doch viel mehr möchte Schmuel über die Vergangenheit nicht erzählen. Zu schrecklich sei gewesen, was sie damals, in Syrien, als Juden erlebt haben. Mit einer großen Schere fährt er geschickt an den Nähten eines rosa Ballettschuhs entlang: „Nie habe ich mit jemandem darüber gesprochen. Einzelne Erlebnisse habe ich meiner Frau erzählt. Dem Rest gegenüber schweige ich.“ Der erst so heitere Gesichtsausdruck hat sich stark verfinstert: „Auch mein Bruder und meine Kinder fragen mich nach dem, was damals passiert ist. Aber ich möchte nicht darüber sprechen. Wenn ich erzählen würde, kämen alle Erinnerungen wieder hoch. Und dann geht es mir schlecht.“ Schmuel ist einer von Hunderttausenden orientalischen Juden. Jahrhundertlang hatten sie in arabischen Ländern gelebt. Doch mit der Gründung des Staates Israel und in den darauf folgenden Jahrzehnten wurden sie aus ihren Heimatländern vertrieben. Weil es den arabischen Führern 1948 nicht gelungen war, den neuen Staat Israel zu zerstören, rächten sie sich

an den Juden, die in ihren Ländern unter ihrer Kontrolle lebten. Diese Juden sahen sich Verfolgungen, Pöbeleien, Pogromen und Enteignungen ausgesetzt und flohen aus diesen Ländern, viele von ihnen nach Israel. Bis heute wird ihr Leiden verkannt und sie wurden nie für gestohlenen Eigentum entschädigt.

Worte reichen nicht aus, um Abgründe der Menschheitsgeschichte zu beschreiben. Das Unfassbare des 20. Jahrhunderts, die fabrikmäßige Ermordung von sechs Millionen Juden, haben die Nationalsozialisten „Endlösung der Judenfrage“ genannt, international wird es bis heute als „Holocaust“ bezeichnet. Der Begriff stammt aus dem Altgriechischen und heißt „vollständig verbrannt“. Juden in Israel nennen es „HaScho'ah“, die Katastrophe.

Später machten sich Palästinenser diesen Begriff zu eigen und bezeichnen heute mit „Al-Nakba“ die Flucht und teilweise Vertreibung der etwa 700.000 Araber, die bis 1948 im britischen Mandatsgebiet Palästina lebten. Schnell erklärten Palästinenser den 15. Mai zum Nakba-Gedenktag – das war der Tag, an dem der Staat Israel 1948 seine Unabhängigkeit verkündigte.

Ein neues Leben in Israel

Das, was die orientalischen Juden erlebten, wird von manchen als „jüdische Nakba“ bezeichnet. Wenig bekannt ist, dass in den späten Vierziger- bis frühen Fünfzigerjahren de facto ein Bevölkerungsaustausch zwischen dem jungen jüdischen und den arabischen beziehungsweise muslimischen Staaten stattfand. Mindestens 850.000 Juden verließen ihre Heimat in den muslimisch geprägten Ländern, um ein neues Leben in Israel zu beginnen.

Die Beweggründe der Einwanderer waren unterschiedlich. Manche entschieden sich aufgrund ihrer zionistischen Einstellung bewusst für den Neuanfang, andere aber hatten keine Wahl. Der israelische Historiker Edy Cohen berichtet im monatlichen „The Tower Magazine“ über seine Familie: „Wir waren libanesischer Einwohner in der dritten Generation und ein unzertrennlicher Teil der Straße Wadi Abu Dschamil im jüdischen Viertel von Beirut. Wir wollten nie gehen. Über die Jahre machten wir Verwandtenbesuche in Israel, doch immer kehrten wir nach Hause in den Libanon zurück. In den 1970er Jahren gab es in Beirut etwa 7.000 Juden. Doch langsam wurde unser Leben in der Situation unmöglich. Auf der einen Seite erstarkte die Hisbollah, auf der anderen Seite war die schwache libanesischen Regierung – die Juden waren der gleichen Verfolgung ausgesetzt wie schon unsere Brüder und Schwestern vor uns. Wir wurden zu Flüchtlingen, wie sie im internationalen Gesetz definiert werden: Jemand, der aus Angst vor Verfolgung, oder wegen seines völkischen, religiösen oder nationalen Hintergrundes flieht.“ Cohen fügt an: „Als die Hisbollah 1985 zwölf libanesischen Juden entführte und ermordete, war uns klar, dass dieser Flüchtlingsstatus nun auch auf uns zutraf.“

Cohen weist weiter auf den Umstand hin, dass die Beschäftigung mit jüdischen Flüchtlingen aus der arabischen Welt häufig lediglich im Kontext des palästinensischen Flüchtlingsproblems gesehen wird. Dieses Phänomen hält er für unangemessen, denn: „Tatsächlich wurden Hunderttausende von Juden, die aus arabischen Staaten flohen, unter Todesangst gezwungen, ihre Länder zu verlassen. Niemals handelten sie aktiv gegen die Länder, in denen sie lebten. Die Palästinenser hingegen führten Krieg gegen ihre jüdischen Nachbarn und drückten offen ihren Wunsch danach aus, die vorstaatliche jüdische Gemeinschaft in

Misrachim

Misrachim (die „Östlichen“) sind Juden, deren Vorfahren in den Ländern Nordafrikas und Asiens gelebt haben. In diesen Ländern entwickelten sie eine eigene Kultur und spezifisch jüdische Dialekte der jeweilig vorherrschenden Sprache. Nach der Vertreibung aus den muslimischen Ländern Mitte des 20. Jahrhunderts waren sie im Staat Israel zunächst eine Minderheit. Doch schon 1965 bildeten sie aufgrund von Einwanderung und Kinderreichtum unter Juden die Mehrheit. Juden aus Europa, sogenannte Aschkenasim, haben sie oft als minderwertig betrachtet. Heute hält sich die Zahl der Aschkenasim und Misrachim in Israel die Waage. Im religiösen Sinn verstehen sich die Misrachim als „sephardisch“ und sind dem sephardischen Oberrabbiner unterstellt.

Palästina, den Jischuv, zu zerstören. Außerdem verließ ein großer Teil der palästinensischen Flüchtlinge seine Häuser freiwillig, überzeugt davon, dass sie nach der Invasion der arabischen Armeen in einigen Tagen dorthin zurückkehren könnten.“ Cohen führt einen Eintrag der jordanischen Zeitung „Palästina“ vom 19. Februar 1949 an: „Die arabischen Staaten ermunterten die Araber von Palästina zeitweise, ihre Häuser zu verlassen, damit sie nicht mit den arabischen einmarschierenden Kräften zusammenstießen.“

Triumph über die Katastrophe

Vielleicht habe es tatsächlich zwei Nakbas gegeben, sinniert Cohen. Doch er betont, dass die „jüdische Nakba“ nicht nur die Geschichte einer Katastrophe sei, sondern die des Triumphs über das Elend. Während sich die Nachfahren der arabischen Flüchtlinge von 1948 bis heute als Flüchtlinge bezeichnen, zu großen Teilen Unterstützung durch das UN-Hilfswerk für palästinensische Flüchtlinge (UNRWA) erhalten und davon träumen, künftig nach Israel einzureisen, um die jüdische Bevölkerung allein durch zahlenmäßige Überlegenheit zu überwältigen, haben die meisten jüdischen Flüchtlinge es geschafft, ihre Schwierigkeiten zu überwinden. Mit wenig oder gar keinen Habseligkeiten kamen sie nach Israel und bauten sich eine neue Existenz auf. Viele von ihnen arbeiten erfolgreich als Ärzte, Ingenieure, Rechtsanwälte oder Politiker in der Knesset.

Als einen Grund dafür, dass die Geschichte der orientalischen Juden so wenig bekannt ist, führt Cohen den posttraumatischen Zustand an, in dem die jüdischen Flüchtlinge nach Israel kamen. Sie sprachen nicht über die Vergangenheit, die sie hinter sich gelassen hatten.

In den vergangenen Jahren hat der Staat Israel versucht, dem entgegenzuwirken. Am 30. November 2014 wurde in Israel erstmals der Gedenktag für die jüdischen Flüchtlinge aus der arabischen Welt und dem Iran begangen. 2010 wurde ein Gesetz in der Knesset verabschiedet, das die Rechte auf Kompensierung für gestohlenen Eigentum jüdischer Flüchtlinge aus muslimischen Staaten fordert. Cohen betont: Nur wenn der Westen neben der palästinensischen auch die „jüdische Nakba“ anerkenne, bekämen die jüdischen Flüchtlinge und ihre Nachkommen die Möglichkeit, ihre Vergangenheit angemessen aufzuarbeiten. Und vielleicht wäre dann auch Schmueel in der Lage, seine Geschichte zu erzählen. |

Keine Juden, kein Segen

Die Bevölkerung Israels setzt sich aus orientalischen und europäischen Juden zusammen. An vielen Stellen gleichen Kultur, Sprache und Gewohnheiten der Orientalen denen der muslimischen Nachbarn, mit denen sie über Jahrhunderte zusammen lebten.

mh



Das traditionelle Kubbe-Gericht gehört bei Familie Israel fest zum Freitagmittag

Es ist Freitagmittag, als Sarai ihre Großeltern Sara und Jona besucht. Der Jerusalemer Stadtteil Katamon hat seinen eigenen Charme; die Gebäude sehen aus, als sei die Zeit vor einigen Jahrzehnten stehengeblieben. Die sengende Mittagshitze hat sich über die geräumige Terrasse vor der gemütlichen Wohnung der Familie Israel gelegt. Diese ist mit Blumenbeeten umziert, und auch die in den meisten israelischen Haushalten vorhandenen Plastikstühle der Firma „Keter“ sind zahlreich vorhanden. Sarai geht durch die geöffnete Tür, direkt ins Wohnzimmer: „Warum kommst du erst jetzt? Wo warst du so lange? Warum bist du nicht öfter hier?“, wird Sarai von ihrer Großmutter in typisch irakischer Manier empfangen. Sarai grinst verständnisvoll und nimmt ihre Oma liebevoll in den Arm. Beim Betreten des Hauses fällt sofort der Hausseggen an der Wand ins Auge. Sarais Großeltern sind religiöse Juden, was un-

ter anderem durch die Kippa des Hausvaters sowie Perücke und Kleidungsstil der Dame des Hauses schnell ersichtlich ist.

Kubbe für Familie und Nachbarn

„Freitagmittag ist Kubbe-Zeit“, erklärt Sarai. Das ist der Treffpunkt für die ganze Familie. Auch Nachbarn und Freunde wissen sich eingeladen. Wer zwischen 11 und 14 Uhr kommt, kann sicher sein, dass er etwas Gutes zu essen bekommt.

Kubbe ist ein Gericht aus der Levante, das sowohl von Juden als auch von Muslimen zubereitet wird. „Kubba“ heißt auf Arabisch Kuppel und tatsächlich – wie eine Kuppel sind die halbfautgroßen Bällchen aus Bulgur, den grob zerriebenen Weizenkörnern, geformt. Es gibt unzählige Varianten. Allen gemein ist, dass sie mit Gehacktem oder Kochfleisch gefüllt sind. Wenn sie allein gegessen werden, sind sie häufig frittiert. Bei der

jüdisch-kurdischen Variante werden die Bällchen mit verschiedenen Gemüsesorten und in Soßen serviert. Sellerie, rote Bete, Möhren und Kartoffeln als Zutaten – der Kreativität sind keine Grenzen gesetzt.

Auf einem hochgestellten Gaskocher köchelt ein Gericht für den anstehenden Schabbat vor sich hin. Die drei verschiedenen Kubbe-Sorten hat Sara die ganze Woche vorbereitet: „Ich friere sie ein und nehme sie dann nach Bedarf aus dem Gefrierfach.“

Saras Muttersprache ist Arabisch, und auch wenn sie dieses im Alltag kaum noch spricht – bis heute schaut sie die beliebten kitschigen Fernsehserien aus der Türkei, die ins Arabische synchronisiert und in den arabischen Fernsehsendern sehr beliebt sind. Auch moderne Kochsendungen schaut sie gerne an, doch über das Essen in Restaurants schüttelt Sara nur verständnislos den Kopf: „Pommes zum Beispiel schmecken bei mir am besten. Die Aschkenasen verstehen vom Kochen gar nichts.“

Die Wände hängen voller Familienfotos: Hochzeiten und Bar-Mitzva-Fiern der Kinder und Enkel. Saras Sohn hat Bilder ihrer Eltern auf zwei Leinwände drucken lassen. Die hängen nun über der Wohnzimmertür. Es sind Fotos aus dem Irak, zu Beginn des 20. Jahrhunderts aufgenommen. Es sind Bilder aus einer anderen Welt, doch Jonas Augen leuchten, wenn er von seiner Kindheit im Irak erzählt: „1933 wurde ich als sechstes Kind und erster Sohn geboren. Kannst du dir vorstellen, was das in der arabischen Kultur bedeutet? Fünf Mädchen und dann plötzlich ein Junge! Wie ein Prinz wurde ich behandelt!“ Wer den rüstigen Mittachtziger erlebt, hat keinen Zweifel an dieser Aussage. Bis heute hat Jona sein sonniges Gemüt nicht verloren. Er scherzt mit der Nachbarin genauso wie mit den Freunden seiner Enkel: „Das Leben ist ernst genug“, erklärt

er. „Da muss ich selber nicht auch noch ernst sein.“

„1950 sind wir aus dem Irak gekommen. Ich war damals ungefähr 17 Jahre alt.“ Sein genaues Geburtsdatum kennt Jona nicht, die Papiere sind bei der Flucht verloren gegangen. „Als mein Vater im Dorf erzählte, dass wir weggehen würden, weinte unser Nachbar Hussein. Mein Vater fragte: ‚Warum weinst du? Du bekommst unser Haus. Es hat acht Zimmer und einen Garten. Da hast du doch keinen Grund zu weinen.‘ Aber Hussein schaute ihn nur verwundert an: ‚Das alles ist doch nichts wert! Wo es keine Juden gibt, gibt es auch keinen Segen.‘“ Jona schaut nachdenklich, als er erzählt: „Damals gab es keinen Unterschied zwischen Juden und Muslimen. Und heute unterscheiden wir zwischen Juden und Muslimen. Und zwischen Misrachim, Juden aus der arabischen Welt, sowie Aschkenasim, europäischen Juden. Wir Misrachim sind doch den Muslimen in Kultur und Sprache sehr ähnlich und von den Aschkenasen unterscheiden wir uns stark. Und trotzdem sind wir alle Juden.“

Flucht aus dem Irak

Jona erzählt, wie seine Familie mit den sechs Kindern 1950 aus Dohok nach Mosul fuhr und von dort mit dem Zug nach Bagdad. Dort konnte sie in der jüdischen Gemeinde unterkommen, die ihnen nach ein bis zwei Monaten auch den Flug bezahlte. „Auf dem Flug nach Zypern nahmen uns die Iraker am Zoll alle Wertsachen ab.“ Als Jona das erzählt, fällt Sara ihm ins Wort: „Selbst die Eheringe haben sie meinen Eltern abgenommen.“ Auch Saras Familie kam 1950 nach Israel, sie selbst war damals 13 Jahre alt.

Jona berichtet: „In Zypern haben wir auf dem Flughafen auf Matratzen geschlafen. Und dann kamen wir in Haifa an. Mein Vater fragte verwundert: ‚Das soll Jerusalem sein? Wo ist denn nur Jerusalem? Und warum rauchen die Menschen hier am Schabbat? Und weshalb fahren am Schabbat Autos auf der Straße?‘ Alles war neu und ungewohnt.“ Sara stammt aus Sundor und flog mit ihrer Familie von Bagdad direkt nach Israel. Bereits im Irak hatten sich Jona und Sara kennengelernt, doch angefreundet haben sie sich, als sie sich später in Jerusalem trafen. 1959 heirateten sie. Heute haben sie drei erwachsene Töchter und vier Söhne sowie 27

Enkel und neun Urenkel. Bis die Kinder groß waren, war Sara Hausfrau. Jona arbeitete lange auf dem Bau und später als Hausmeister im Premierministerbüro. Ein Sohn der Familie ist Diplomat und als solcher öfter für einige Jahre im Ausland unterwegs. Sara seufzt: „Eine Enkelin wohnt mit ihrer Familie in Amerika.“ Doch die meisten leben in Israel. Eine Tochter arbeitet an der Hebräischen Universität, ein Sohn ist Busfahrer, den Kindern geht es gut und Sara fasst zusammen: „Wir haben ein gutes Leben hier.“

Die tüchtige Frau

Inmitten der wohnzimmerlichen Fotowand hängt ein Bild, auf dem in Textform eine Frau gemalt ist, die neben zwei entzündeten Kerzen, zwei Hefezöpfen und einer Weinkaraffe einen

Loblied auf die Frau des Hauses gesungen.

Auf das Bild angesprochen, lächelt Jona verschmitzt seine Sara an: „Ja, so eine tüchtige Frau habe ich tatsächlich bekommen.“ Die Eschet Chail selbst möchte davon nicht viel hören und winkt ab: „Möchte noch jemand Kubbe essen?“ Stolz erzählt sie, dass vor einigen Jahren eine australische Familie an ihrem Haus vorbei gegangen sei. Diese habe neugierig auf die Terrasse geschaut und Sara habe sie schließlich zum Kubbe essen eingeladen. „Es hat ihnen so sehr gefallen. Später haben sie uns geschrieben und gestrickte Pullover geschickt.“

Das Telefon klingelt, Sara spricht mit ihrer Schwester. Währenddessen kommt die Nachbarin Sima zu Besuch und bedankt sich für die Dose Kubbe, die ihr Enkel zuvor abgeholt hat. Jona plaudert

Wände voller Erinnerungen: Fotos zeugen vom Leben im Irak. Ein Gemälde erinnert daran, wie die „tüchtige Hausfrau“ laut der Bibel sein sollte.



Segen spricht. Frau und Text bilden die Eschet Chail ab, die „tüchtige Hausfrau“, wie sie im 31. Kapitel des biblischen Sprüchebuches beschrieben wird. Die Verse 10-31 sind im Hebräischen als Akrostichon geschrieben, jeder Vers fängt also in der Reihenfolge mit einem anderen Buchstaben des Alphabets an.

Der jüdischen Überlieferung nach beschreibt Salomos Mutter Batscheva ihrem Sohn die idealen Eigenschaften einer tüchtigen Ehefrau: Klug soll sie sein, fleißig und den Herrn fürchtend. Daher wird in vielen jüdischen Familien am Freitagabend, zum Beginn des Schabbats, dieses

kurz mit ihr und zieht sich dann in sein Zimmer zurück: Er möchte Radio hören, eine Auslegung zur Paraschat HaSchavua, dem Wochenabschnitt. In einem Jahr lesen Juden am Schabbat in der Synagoge die gesamte Torah, die fünf Bücher Mose, durch.

Als die Tochter später kommt, schaut sie zu Jona ins Zimmer. Leise kommt sie heraus und lacht: „Er schläft. Mama, bitte sag ihm, dass ich ihm Hallo gesagt hab‘.“ Auch Sarai verabschiedet sich für heute. Sie schließt das kleine Tor zur Terrasse und ruft ihrer Oma durch den Zaun zu: „Schabbat schalom, safta.“ Es ist still am Freitagnachmittag in Katamon. |

„Hier lässt es sich einfach leben“

Berlin ist weltoffen, multikulturell, manchmal etwas schroff und laut. Viele Menschen erliegen dem Charme der Stadt. Darunter sind auch Israelis. Während Juden aus aller Welt in das Land ihrer Vorfahren zurückkehren, zieht es vor allem junge Israelis zu Tausenden in die deutsche Hauptstadt. Der Berlin-Korrespondent des Christlichen Medienverbundes KEP hat sich auf Spurensuche begeben.

Norbert Schäfer

Das Restaurant „Hummus & Friends“ liegt in der Oranienburger Straße in Berlin-Mitte, nur einen Steinwurf von der Neuen Synagoge entfernt. Die israelischen Brüder Eran und Amir Yazkan servieren dort und im angrenzenden Innenhof koschere Küche und Weine. Der Duft orientalischer Gewürze und entspannende Lounge-Klänge ziehen Gäste von der belebten Straße in eine Oase der Ruhe und des Genusses.



Der Israeli Amir Yazkan fühlt sich in Berlin zu Hause

Vor fünf Jahren hat Amir Yazkan seinen Lebensmittelpunkt nach Deutschland verlegt. Aus Tel Aviv zog er mit seinem Bruder Eran nach Berlin. Sie hatten eine Ausschreibung gewonnen und wollten am neuen Berliner Flughafen ein Restaurant eröffnen. Darauf warten die zwei Brüder bis heute. Der angekündigte Eröffnungstermin des Flughafens wurde zwei Wochen vorher abgesagt. Seit Jahren warten sie nun darauf, mit ihrer Millionen-Investition zu beginnen.

Flaggschiff in Berlin

Die Brüder machten aus der Not eine Tugend. Gemeinsam entwickelten sie das neue Restaurant-Konzept „Hummus & Friends“. Mit vegetarischen, koscheren Hummus-Gerichten können sich Gäste gesund, bewusst und „entschleunigt“ ernähren. Seit 2014 ist Amir zudem ins Immobiliengeschäft in der deutschen Haupt-

stadt eingestiegen. Der 45-jährige und seine Vorfahren stammen aus Jerusalem und waren fest in der israelischen Hauptstadt verwurzelt. Als Kind lebte er in der Nähe des Mahane-Jehuda-Marktes. Für seinen Militärdienst ist er dann nach Tel Aviv gezogen und dort geblieben.

Ein Teil von Amirs Familie lebt noch immer in Jerusalem, der andere ist nach Tel Aviv gezogen. Nach Deutschland sind die Brüder gekommen, um zu bleiben – auch wenn das nicht von Anfang an so geplant und viel Glück dabei war.

Bei seiner ersten Deutschlandreise war Amir in München. 2006 besuchte er mit einem Freund, der in Deutschland geboren wurde, erstmals Berlin. Eigentlich hatte sich der Israeli vorgenom-

„Ich habe mir Berlin nicht ausgesucht - Berlin hat mich ausgesucht.“

men, nach Moskau zu gehen, um dort etwas aufzubauen. Doch dann erhielt er 2009 einen Anruf vom Management des neuen Berliner Flughafens. Sie wollten von ihm wissen, warum er seine E-Mails nicht beantwortete. Er hatte zwischenzeitlich seine Mail-Adresse geändert. „Wollen Sie sich nicht an der Ausschreibung im neuen Flughafen beteiligen? Das wird eine große Sache“, fragte die Stimme am anderen Ende des Apparates. Amir wollte, denn er hielt Berlin für den besseren Standort, um sein neues Restaurant-Konzept für den europäischen Markt zu entwickeln. Er gewann die Ausschreibung um den Gastronomiebereich unter rund 600 Bewerbern, erhielt einen Vertrag über zehn Jahre. „Ich habe mir Berlin nicht ausgesucht – Berlin hat mich ausgesucht“, sagt Amir und lächelt.

Doch der Hickhack rund um den Flughafen regt den 45-Jährigen auf. „Ich bin nicht nach Berlin gekommen, um mit den Betreibern des Flughafens oder der Stadt Prozesse zu führen. Ich möchte einfach mein Geschäft machen.“ Ursprünglich wollten sie am Flughafen 50 Personen beschäftigen, deren Verträge waren schon unterschiftsreif. „Wir wollten dort ein gastronomisches Flaggschiff aufziehen“, macht Amir deutlich.

Ohne Netzwerke und familiären Rückhalt baut er jetzt sein neues Geschäft auf. „Wir haben uns entschieden, hier zu bleiben und es zu überstehen. Das sind wir Israelis gewohnt.“ Mit den Be-

treibern haben sie sich friedlich geeinigt und dann die neue Geschäftsidee entwickelt.

Für die Entscheidung, zu bleiben, sprach letztlich wohl auch der Standort Berlin: Die Stadt ist hipp für viele Israelis. Für Amir sprechen etliche Gründe für die deutsche Hauptstadt. „Entwickler und Geschäftsleute haben viele Möglichkeiten, in der Stadt ein Geschäft zu etablieren. Die Stadt entwickelt sich rasant schnell. Jedes Jahr gibt es neue Chancen, seine Marktlücke in der Stadt zu finden.“ Yazkan nennt noch einen weiteren Grund: „In Berlin kann man schlicht leicht und einfach leben. In Israel ist das Gegenteil der Fall. Das liegt an der politischen und ökonomischen Lage des Landes.“ Der Geschäftsmann rechnet vor, dass man in Tel Aviv doppelt so viel verdienen müsste wie in Deutschland, um über die Runden zu kommen: „Es ist sehr anstrengend und hart, das kann und möchte nicht jeder leisten.“

Amir ist seit einiger Zeit auch in der Immobilienbranche tätig. Er sollte für einen Bekannten Flächen in Potsdam erschließen. Die Nationalsozialisten hatten der Familie die Grundstücke weggenommen. Die Familie kämpfte darum, die Liegenschaften wieder zu erhalten: „Mit 90 Jahren sah sich der Bekannte nicht mehr in der Lage, sich darum zu kümmern.“ Amir übernahm die Aufgabe, während sein Bruder die Restaurants leitet.

Nicht nur Berlin schätzt Amir, sondern auch Deutschland als Land. Er mag die zuverlässige Struktur und Organisation: „In Israel ist manchmal schwer zu verstehen, wie das System funktioniert. Da müssen einfach Dinge geändert werden.“ Entsprechend hält er es in Deutschland für einfacher, ein Unternehmen zu gründen. Natürlich gelte es, den richtigen Investor zur richtigen Zeit zu finden. „Du hast hier mehr Raum, um dich und dein Geschäft zu entwickeln.“ Die Deutschen könnten von den Israelis jedoch lernen, andere Wege als die üblichen einzuschlagen: „Einmal außerhalb des Üblichen zu denken. ‚Out of the box‘. Hier wird oft gedacht wie in einer Maschine.“ Die Bürokratie sei stärker als das Individuum.

Mit Antisemitismus ist er in der Bundeshauptstadt bislang nur unterschwellig in Berührung gekommen. Persönlich hat er noch keine Anfeindung erlebt. „Eine solche Gesinnung habe ich schon wahrgenommen, aber persönlich betroffen war ich bislang nicht.“

Kritisch sieht Amir die Flüchtlingsbewegung in Deutschland. Israel habe seit seiner Gründung Menschen mit unterschiedlichen kulturellen Hintergründen gut integriert. Seine deutschen Freunde seien der Meinung, dass es gelingt, die Flüchtlinge an die deutsche Kultur und die Demokratie heranzuführen. Yazkan ist da skeptisch: „Jede Kultur sollte in ihrem Land beibehalten werden, weil es schwierig ist, eine andere Kultur zu integrieren.“ Die Gastarbeiter aus der Türkei hätten es beispielsweise nicht geschafft, die türkische Kultur hier zu verankern oder zu integrieren: „Man muss sehen, dass viele das Land schlicht ausnutzen.“

Deutschland sollte vor Ort helfen

Der Israeli ist dafür, dass der Staat den Menschen hilft. Dabei unterscheidet er, ob die Menschen kommen, um zu investieren oder nicht. So fragt er sich, warum man den Menschen nicht vor Ort hilft: „Deutschland sollte den Menschen in ihrer Heimat helfen. Der große Teil der Menschen wird nie Teil der Kultur werden“, sagt Yazkan und verweist auf die Gastarbeiter, die vor 30 oder 40 Jahren nach Deutschland gekommen sind: „Die Menschen kommen zum Teil aus einer anderen Welt, aus einer an-

deren Atmosphäre. Man kann sie nicht einfach hierherbringen.“

Eine ähnliche Wahrnehmung hat er bei den Israelis: „Die meisten von ihnen passen nicht wirklich in das System und die Kultur hier. Einige strengen sich an und möchten sich integrieren, aber das sind bei Weitem nicht alle. Viele leben in einer Art Blase, haben ihre eigenen Webseiten, Zeitungen, ihre eigene Gemeinschaft. Sie bleiben als Israelis hier.“ Viele der Angestellten in der Gastronomie wollen einfach ihren Job machen und sich sonst nur um ihre Aufgaben kümmern. Für Amir selbst spielen Religion, Kultur oder Herkunft keine Rolle bei der Auswahl seines Personals: „Es geht um die Fähigkeiten und die Einstellung.“ Die Angestellten kommen aus zehn verschiedenen Ländern. Häufig entscheide das Bauchgefühl.

Natürlich werde man in eine bestimmte Kultur und Denkweise hineingeboren. Es brauche auch oft Zeit, um diese Gewohnheiten zu ändern. Yazkan macht dies an einem Beispiel deutlich: „Ich habe Freunde aus dem Ost-Teil der Stadt. Sie denken heute noch anders als die Freunde aus dem West-Teil.“ Obwohl der Fall der Mauer 25 Jahre zurückliege, seien die Denkweisen geblieben.



Israelis in Berlin

Die Zahlenangaben zu in Berlin lebenden Israelis schwanken stark. Von 17.000 bis 30.000 ist die Rede. Die Bertelsmann-Stiftung spricht in ihrer Studie „Israelis in Berlin“ von 6.265 Israelis, die zum Jahresende 2014 in der Bundeshauptstadt lebten. Jedoch werde eine erhebliche Zahl von Israelis von der deutschen Meldestatistik nicht erfasst. Dazu gehörten diejenigen, die neben der israelischen eine weitere nichtdeutsche Staatsbürgerschaft besitzen und unter dieser gemeldet sind.

Amir selbst möchte irgendwann gerne eine Familie gründen. „Früher haben die Israelis jünger geheiratet, weil sie in jungen Jahren schon sehr viel Lebenserfahrung hatten. Heute warten die Menschen länger“, beobachtet er. Die israelischen Frauen wünschten sich Kinder: „Ich denke, das kann man jetzt auch wieder in Deutschland spüren.“ Die Politik habe geholfen, dass dies wieder der Fall ist. Für Politik in Israel interessiert sich Amir eigentlich nicht: „Die Themen in den Nachrichten und Newslettern sind mehr oder weniger dieselben, wie vor zehn Jahren.“

Von Deutschland und Europa erwartet Amir Ehrlichkeit im Umgang mit dem Friedensprozess im Nahen Osten. „Mittlerweile kann man in Europa auch sehen, wer für den Terror verantwortlich ist. Es sind die gleichen Personen, die den Terror nach Europa gebracht haben.“ Angst hat der Israeli vor dem wachsenden Einfluss der Muslime in Europa. Aus dem Nahen Osten fließe viel Geld nach Europa und Deutschland: „Sie werden bald das Sagen in Europa haben, wenn ihnen nicht Einhalt geboten wird.“

Amir möchte noch einige Jahre in Berlin bleiben. Ob er seinen Lebensabend auch hier verbringt, weiß er jetzt noch nicht. In der aktuellen Situation hätte Berlin gute Chancen. Doch er weiß: Ein typischer Deutscher wird er nie werden. „Die Deutschen sind viel entspannter als die Israelis, weil dort alles durch Sicherheit geprägt ist.“ Zudem gibt es Dinge, die er hier vermisst: den Strand, das schöne, warme Wetter und die alten Freunde. Deswegen reist er auch regelmäßig nach Israel, um Freunde und Familie zu besuchen: „Wenn Sie mich fragen, wo ich daheim bin: Hier in Berlin bin ich zuhause.“ |

Israelreise.de Israelreise.de - einfach anders

Laubhüttenfestreise nach Jerusalem
16.-24.10.16 mit Wilfried Gotter (Sächsische Israelfreunde)

Studienreise der Religionspädagogischen Arbeitsgem.
des Ev.-luth. Kirchenkreises Uelzen vom 3. - 16. 10. 16

2. Botschafter-Seminar vom 4. – 11. Dezember 2016
mit Michael Schneider (Jerusalem)



22. – 29. 01. 17 **GRUPPENLEITER - INFOREISE: 299 €**

19. – 26. Februar 2017 Zum ersten Mal nach Israel
Preis bei mind. 30 Teilnehmern: 1195,00 €

12. - 24. März 2017 **Gemeinde-Israelreise**

Israelreise der ICF Berlin
Der Ölbaum – Wurzel und Zweige
23. April – 1. Mai 2017

weltweite Gruppenreisen unter www.israelreise.de

Die Israelreisebörse - Werner Hartstock Tel. 03765-71 98 51
info@israelreise.de - www.israelreise.de



**EBENEZER
HILFSFONDS**
Deutschland e.V.

Messberg 1
20095 Hamburg
Telefon: 040 / 32 52 77 20

Email:
info@ebenezer-deutschland.de

Spendenkonto:
Deutsche Bank 24
IBAN:
DE40 2007 0024 0511 1141 00



Mit diesen QR-Code kannst
Du Dir ein Video über den
Ebenezer-Hilfsfond
anschauen

**Hört das Wort
des HERRN,
ihr
Nationen...**

Der Israel zerstreut hat,
wird es wieder sammeln
und wird es hüten
wie ein Hirte seine Herde!
Jer 31,10

**Begegnung
Versöhnung
Rückkehr
...nach Israel**

www.ebenezer-deutschland.de

**SCHECHINGER
Tours**

Mit Schechinger-Tours nach Israel

Israelreise zum Laubhüttenfest
mit Walter und Marianne Schechinger
(Wildberg-Sulz am Eck)
vom 14.10.2016 – 23.10.2016

**Israel-Reise
über den Jahreswechsel**
mit Pastor Wolfgang und Sieglinde Wangler
(Pfalzgrafenweiler),
Walter und Marianne Schechinger
(Wildberg-Sulz am Eck)
vom 26.12.2016 – 05.01.2017

Israelreise - Wenn die Wüste blüht
mit Pfarrer Hanspeter Wolfsberger
(Leiter des Hauses der Besinnung in Betberg),
Walter und Marianne Schechinger
(Wildberg-Sulz am Eck)
vom 06.03.2017 – 16.03.2017

Israel-Reise
mit Lutz Scheufler (Waldenburg),
Walter und Marianne Schechinger
(Wildberg-Sulz am Eck)
vom 24.03.2017 – 02.04.2017

Israel-Jubiläumsreise Ostern
mit Johannes Vogel
(Bibel-Center Breckerfeld),
Walter und Marianne Schechinger
(Wildberg-Sulz am Eck)
vom 09.04.2017 – 20.04.2017

Israel-Erlebnisreise
mit Ralf Albrecht (Dekan im Evang. Kirchenbezirk
Nagold, Geschäftsführender Pfarrer in der
Kirchengemeinde Nagold und im Ehrenamt
Vorsitzender der „Lebendigen Gemeinde.
ChristusBewegung in Württemberg“),
Walter und Marianne Schechinger
(Wildberg-Sulz am Eck)
vom 08.05.2017 – 18.05.2017

Israel-Inforeise
Für Pfarrer, Gruppenplaner und
Verantwortliche. Zur Planung einer eigenen
Gruppenreise nach Israel.
vom 30.01.2017 – 06.02.2017

Bitte fordern Sie unsere Reiseprospekte kostenlos an!

SCHECHINGER *Tours* Walter Schechinger

Im Kloster 33 • D - 72218 Wildberg-Sulz am Eck
Tel. 07054-5287 • Fax 07054-7804
e-mail: info@schechingertours.de • www.schechinger-tours.de